



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Mit Vergnügen . . .

Die Geschichte einer Heirath. Von P—nn.

Neulich war ich bei Frieberg's zum Essen geladen. Ich hatte immer eine Schwäche für jungvermählte Paare. Die Liebe ist eine so seltene Sache hienieden, daß ihr Anblick wie ein erfrischender Thau auf mein altes, blasirtes Herz wirkt.

Und nun gar Frieberg's Ehe! Wie viel war davon gesprochen worden in den Lebekreisen der Residenz! Was? Frieberg, der verknöcherte Ehefeind, der schon zwei Generationen ins Grab — nein, ins Ehebett hatte steigen sehen, will hei-

rathen? Unmöglich! Und doch war es so. Nach einem kurzen Aufenthalt im „Zentralhôtel“ hatte er seinen verblüfften Freunden seine bevorstehende Vermählung angekündigt und einen Monat später vollzog sich seine Ehe mit einer reizenden, jungen Engländerin, Miß Jenny Howell, dem reizendsten Keepsake-Kopfe, den man sich denken kann.

Ich durfte bei Tische neben ihr sitzen. Das Mahl war fein und nahm einen sehr heiteren Verlauf, besonders für die beiden Jungvermählten. Ich hatte meine Freude an ihrer zärtlichen Spielerei. Den Kaffee nahmen wir in einem an das Speisezimmer stoßenden kleinen Salon. Frau Frieberg servierte mit vollendeter Anmuth den duftigen Schwarzen, und nachdem sie mein Täschchen gefüllt hatte, wandte sie sich zu ihrem Gatten und sprach:

— Gefällig, my dearest?

— Mit Vergnügen! lautete die Antwort meines Fremdes in seinem so freundlich klingenden, tiefen Bass.

Doch diese so einfachen Worte wirkten wie ein Blitzschlag auf die junge Frau. Sie erröthete, erblaßte, schloß die Augen, ließ Kaffee und Gesellschaft in Stich und eilte in ihr Zimmer, während Frieberg sich in seinem Sessel zurücklehnte und lachte, daß ihm der Bauch wackelte.

— Ei, was ist denn geschehen? fragte ich, der ich nichts von dieser Scene begriff.

— Mein Lieber: so oft ich die Worte „Mit Vergnügen“ auspreche, bringe ich damit diese Wirkung hervor.

— Warum denn?

— Ach, Das ist eine ganze Geschichte, — eine Geschichte, der ich meine Heirath zu verdanken habe und die ich Dir, meinem alten Freunde, wohl erzählen darf.

Du erinnerst Dich wohl, daß ich im November verfloßenen Jahres einmal, zwischen zwei Jagdausflügen, nach der Hauptstadt kam und, da ich eben meine Wohnung neu einrichten ließ, im „Zentralhôtel“ abstieg. Hier wohnte Thür an

Thür neben mir die Familie Howell, bestehend aus Sir John Howell, Maschinenfabrikant in England, seiner umfangreichen Gattin und seinen beiden Töchtern Fanny und Jenny. Die Herrschaften bereisten den Continent und hatten in unserer Stadt längeren Aufenthalt genommen. Die beiden Schwestern hatten zusammen ein Schlafzimmer, das unmittelbar an das meinige stieß. Oft hörte ich sie Abends, beim Schlafengehen, Stunden lang zwitschern wie die Vögelin. Du weißt ja, wie dünn die Zwischenwände fast in allen Hôtels sind.

Eines Nachts hörte ich, wie Miß Jenny ihrer Schwester sagte:

— Ach, Fanny, Das ist verdrücklich! Mir ist nicht recht wohl im Leib und ich muß hinausgehen!

— Soll ich mit Dir gehen, Jenny?

— Nein, unnötig, zu so später Stunde ist nichts zu fürchten. Aber schiebe den Kiesel nicht vor, damit ich wieder herein kann.

Dann vernahm ich schlürfende Schritte auf dem Korridor und dann — schlief ich ein. Wie lange ich so geschlummert haben mag, weiß ich nicht, aber plötzlich ward ich durch das Knarren meiner Thüre geweckt, die geöffnet ward. Ich schlafte nämlich stets bei unverschlossener Thüre. Ehe ich mich von meiner Ueberraschung erholen konnte, vernahm ich das Rascheln eines seidnen Schlafrockes, dann fühlte ich in der Dunkelheit ein frisches, junges Wesen mit sammtweicher Haut, das zu mir ins Bett schlüpfte und beide Arme um mich schlang.

Ach, mein Freund, welch' ein furchtbar köstliches Gefühl! Ich fühlte einen vollen, festen Busen an meiner Brust und schlankte, feste Beine, die sich um die meinigen schlenterten. Dann sprach eine weibliche Stimme fröhlich:

— Drücke mich fest an Dich; mir ist kalt. Verr!

— Mit Vergnügen, mein Fräulein! sagte ich mit meiner Manern erschütternden Bassstimme.

Ein furchtbarer Schrei ertönte aus der Kehle meiner unverschämten Gesährtin; zugleich riß sie sich aus meinen Armen, warf sich aus dem Bette und entfloh.

Alldies vollzog sich mit solcher Schnelligkeit, daß ich geträumt zu haben glaubte . . .

Ich hatte das Abenteuer so ziemlich vergessen, als ich am nächsten Tage an der Table d'hôte beim Frühstück sitzend die Familie Howell eintreten sah, mit der ich einen höflich-kühlen Gruß wechselte. Die beiden jungen Damen waren mir ziemlich gleichgiltig; indeß glaubte ich zu bemerken, daß Miß Jenny geröthete Augen habe, als ob sie geweint hätte.

Die Familie ließ sich an der Tafel nieder. Sir John kam neben mir zu sitzen und erging sich alsbald in Lobeserhebungen über die Schönheiten unserer Metropole. Plötzlich ward er in seinem Redefluß und ich im Zuhören durch Fräulein Jenny unterbrochen, welche mir eine Schüssel darreichte und fragte:

— Mein Herr, Anchovis gefällig?

— Mit Vergnügen, mein Fräulein! erwiderte ich.

Ach, mein Freund, welche Scene gab es jetzt an der Tafel! Miß Jenny bekam einen Nervenanschlag und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus, während Miß Fanny, mit Blicken unsäglicher Verachtung mich messend, ausrief:

— Wie, mein Herr, Sie sind es? Welche Schmach!

Unter riesigem Aufsehen erhob sich die ganze Familie vom Tische und während Miß Howell ihre Tochter Jenny, die einer Ohnmacht nahe war, in ihr Zimmer hinaufführte, nahm Miß Fanny den Arm ihres Vaters, indem sie sprach:

— Komm, Papa, ich will Dir Alles erzählen.

Sehr verlegen und sehr verdrossen ging auch ich in mein Zimmer hinauf und zerbrach mir den Kopf darüber, welche Ungeheuerlichkeit ich denn begangen haben mochte, um einen solchen Aufreubr herbeizuführen. Was war denn so „shocking“ in meinen einfachen Worten? Da ward an meine Thüre geklopft und ich sah Sir John Howell mit feierlicher Miene bei mir eintreten.

— Mein Herr, begann er, — sagen Sie mir vor Allem, ob ich es mit einem Gentleman zu thun habe?

— Forstbesitzer von Frieberg, erwiderte ich, ihm meine Karte reichend.

— In diesem Falle bin ich sicher, daß wir uns verständigen werden, wie zwei Gentlemen. In Folge eines unglückseligen Irrthums, für den Niemand beschuldigt werden kann, ist meine Tochter Jenny, meine würdige und keusche Tochter Jenny, in der verflorenen Nacht in Ihr Zimmer eingetreten . . .

— Wie? rief ich; — Das war Miß Jenny! Also, kein Traum?

— Nein, durchaus kein Traum! Fanny hat mir Alles ausführlich erzählt. Kurz, meine arme Jenny ist vollständig kompromittirt, wenn Sie Ihren unfreiwilligen Fehler nicht sogleich wieder gutmachen. Ich gebe meiner Tochter dreißigtausend Pfund Mitgift. Verzeihen Sie, daß ich sie Ihnen so an den Kopf werfe; allein, das Verhängniß hat es so wollen.

Mein Freund! Angesichts dieser Sachlage durfte ich nicht zögern. In einem Augenblick warf ich die Grundsätze eines Lebens über Bord und eine halbe Stunde später erschien ich im Frack und mit weißer Cravate bei meinen Nachbarn, um meine Werbung vorzubringen. So ist Miß Jenny Howell meine liebe Frau geworden. Wir sind sehr glücklich mit einander; aber wenn mir die fatalen Worte „Mit Vergnügen“ entschlüpfen, dann gibt es immer eine Scene, wie jene, deren Zeuge Du soeben gewesen.

Die Frau und die Liebe in der Spruchweisheit der Alten.

Ausgewählt von Friedrich v. d. Adler.

V.

(Allerlei Untugenden.)

Feile Weiber, Prassen, Spiel
Machen dumme Leute viel.

*

Ueppige Frauen gibt es viel:
Denn Thäts treibt überall ihr Spiel.

*

Der leidet, daß der Schuh ihn drückt,
Die Frau in's Wirthshaus nach ihm schiekt —
Die stehen Alle im Narrenbuche.

*

Mit Pfaffen und mit Weiben
Lass' man das Schelten bleiben.

*

Wo Weib und Mann beisammen sind —
Da kommt das Dritte leicht: ein Kind.

*

Die Zunge scheidet oft die Tren'
Und reißt der Liebe Band entzwei.

*

Ein rünnend' Dach zu Wintersfrist
Gleicht einer Frau, die zänkisch ist;
Es hat an Höll' und Teufel genug,
Wer mit einer solchen zieht am Flug.



Felix' Skrupel.

Von L. V. M.

Neulich Abends saß Felix, der gute, gemüthliche Journalist Felix, in seinem Stübchen, das im vierten Stockwerke einer Zinskaserne der K. Straße liegt, und war damit beschäftigt, im Auftrage seiner Redaktion einen Artikel der „Quarterly Review“ aus einem dickflüssigen, schwerfälligen Englisch in ein leichtflüssiges, lesbares Deutsch zu übersetzen. Man wird es begreiflich finden, daß er bei dieser Arbeit müde und schläfrig ward. Aber er mußte ausharren, denn der Artikel sollte am nächsten Tage abgeliefert werden. In dem kleinen, gußeisernen Ofen verglommen die letzten Kohlenreste. Um sich ein wenig zu erwärmen und zu erfrischen, griff Felix nach seiner Cognac-Flasche, aus der er einige Tropfen nippte, als plötzlich auf dem Korridor draußen, an die benachbarte Thüre heftig und wiederholt gepocht wurde. Dabei schrie eine weibliche Stimme so laut sie konnte: „Gustav! Gustav!“ Aber es erfolgte keine Antwort.

— Aha, Fräulein Camilla ist heimgekommen, sagte sich Felix, indem er die Cognac-Flasche wieder an ihren Platz brachte. Er erinnerte sich jetzt auch, daß er, nach dem Abendessen heimkehrend, auf der Treppe besagtem Gustav begegnet war, der sich aus dem Hause entfernte. Draußen ward lustig weiter gepocht und geschrien. Er konnte es nicht zugeben, daß die schöne Nachbarin ihre Lungen noch weiter nutzlos anstrenge; er öffnete daher seine Thüre.

— Mein Fräulein . . .

— Oh, verzeihen Sie, mein Herr! Ich störe Sie . . . Wissen Sie nicht, ob Gustav zuhause ist?

— Mich dünkt, er wäre ausgegangen.

— Das ist sehr ärgerlich! Wie spät ist's denn?

— Es ist bald Mitternacht, mein Fräulein.

— Ach! . . . und ich habe keinen Schlüssel! . . . Jetzt wird auch kein Schlosser mehr zu finden sein. Was fange ich nun an?

Felix nahm an, daß diese Frage an das Schicksal und nicht an ihn gerichtet sei und — schwieg.

Nach einer Weile begann denn Fräulein Camilla:

— Mein Herr!

— Sie wünschen, mein Fräulein?

— Wollen Sie mir erlauben, ein Weilchen bei Ihnen zu warten? Gustav muß ja doch bald kommen.

Felix machte zu diesem bösen Spiel eine so gute Miene als er vermochte, und erwiderte:

— Ei gewiß, mein Fräulein . . . Bitte einzutreten . . .

Sie tritt ein. Felix rollt den einzigen Armstessel, den er besitzt, zum Ofen und bemüht sich, das Kohlenfeuer ein wenig anzufachen.

— Aber lassen Sie sich nur nicht in Ihrer Arbeit stören, mein Herr, sagt Camilla mit einem allerliebsten Lächeln.

— Oh, ich bin in einer Viertelstunde mit meiner Arbeit zu Ende, erwidert Felix, indem er sich wieder in die Spalten der „Quarterly Review“ versenkt.

Nach einer halben Stunde kündigt ihm ein leichtes Schnarchen, daß er nicht allein sei.

— Mir scheint, ich bin nicht sehr liebenswürdig, sagt er sich, wobei er sich hinter den Ohren kratzt. Er erhebt sich, schraubt die Lampe höher und wirft eine Handvoll Kohlen in den Ofen, womit er die Schummernde erweckt.

— Wie? was? Bist Du es, Gustav?

— Nein, mein Fräulein, ich bin's.

— Ach, ich hatte ganz vergessen! . . . Wie? er ist noch immer nicht zuhause? Mein Gott! ich belästige Sie wohl, mein Herr?

— Nein, nein! in keiner Weise.

— Habe ich geschlafen? fragt Camilla mit einem leisen Gähnen, das ihre Perlenzähnen sehen läßt.

— So so, ein wenig . . . Aber Sie haben es da sehr unbequem, in diesem Lehnstessel . . .

Er ist im Begriff, ihr sein Bett anzubieten, aber er hält inne . . . Nein . . . Das würde sie beleidigen. Um seine Verlegenheit zu verbergen, entfacht er mit seinem kleinen Blasbalg einen wahren Orkan. Er fragt sich im Stillen, wie es denn komme, daß Camilla nicht bei Gustav und Gustav nicht bei Camilla sei; da beginnt Camilla zu sprechen, wie um seine stille Frage zu beantworten.

— Ein kurioses Abenteuer, nicht wahr? Um die Mittagstunde bin ich fort, um meine Mutter in der Gerber-Vorstadt zu besuchen. Ich nahm keinen Schlüssel mit, weil ich bei Mama auch übernachten sollte. Mama war aber nicht zu Hause, sondern ist nach L., zum Besuche meiner älteren Schwester gereist. Nun komme ich nach Hause und kann nicht in meine Wohnung gelangen. Dieser Schlingel Gustav ist im Stande, sehr spät heimzukommen, weil er glaubt, ich wäre bei Mama geblieben.

— Teufel! Das wird böse . . . dachte Felix. — Die Uhr zeigte die erste Morgenstunde.

— Ich bin ganz steif geworden, sagt Camilla, indem sie sich erhebt und in dem Zimmerchen die Runde macht. Sie besichtigt jetzt die wenigen Bilder, welche die Wand schmücken. „Ei, welch' eine schmucke Zeichnung! Und diese Photographie? Ihre Mutter, nicht wahr? Was für

Bücher haben Sie da? „Mutter Erde“ von Zola! Das müssen Sie mir zu lesen leihen! Es soll darin recht nette Dinge geben. . . Ah, da ist Tabak und Zigarrenpapier! Bravo!“ Und sie macht sich mit merkwürdiger Geschicklichkeit eine Zigarrette, die sie sogleich anbrennt. „Wollen Sie nicht auch eine in den Mund stecken? So, Sie rauchen Nachts nicht? Merkwürdige Gewohnheit! Ich könnte Tag und Nacht rauchen. Ah, Gustav kommt noch immer nicht!“

— Nein, er kommt noch immer nicht, wiederholt Felix ziemlich kleinlaut.

Das Gespräch stockte jetzt immer mehr. Die Beiden gähnten um die Wette. Es schlug zwei Uhr. Nun bat Felix schüchtern und mit allerlei Umschreibungen, Camilla möge sich ein wenig auf das Bett hinstrecken; er selbst wolle sich im Lehnstuhl installieren. Es sei zu fürchten, daß Herr Gustav überhaupt nicht heimkehren werde.

— Der Schändliche! zischte Camilla. Wer weiß, wie er's treibt! Aber unbeforgt, kleiner Schlingel, ich will Dir's heimzahlen! Man wird sich zu rächen wissen; nicht wahr, Herr Felix?

Sich rächen? Alle Wetter! Will sie damit vielleicht gar sagen? . . . Ach! . . .

Camilla aber fuhr fort:

— Sie wissen wohl, wie Frauen sich rächen? Ha, wenn sich mir die Gelegenheit darböte! . . . Was meinen Sie? . . . Was mei — nen — Sie?

Ah, diese Stimme! Was hätte Felix da thun sollen? frage ich den geneigten Leser. Sich ihr zu Füßen werfen und ihr alle Nagemittel anbieten, über die er verfügte? Allerdings glühte er vor Begierde, dies zu thun. Und die zornigen Augen Camilla's funkelten so verführerisch. Aber wie: das Weib eines Andern nehmen? Felix unterdrückte das stürmische Pochen seines Herzens. Uebrigens nahm Camilla sein Anerbieten an und streckte sich völlig angekleidet auf seinen Bette aus. Armer Felix! Sein erhitstes Gehirn gaukelte ihm allerlei wollüstige Bilder vor; aber er besaß Heldenmuth genug, um sie zu verschrecken.

Jetzt begann Camilla wieder:

— Ha, wenn Gustav wüßte, daß ich die Nacht bei Ihnen zugebracht habe! . . .

Ah, mein Nieder belästigt mich! Erlauben Sie, daß ich es ablege. . . Gustav würde mir schrecklich zürnen. . . denn niemals würde er glauben. . . Seien Sie doch so liebenswürdig, mir die Kopfpolster ein wenig zu ordnen.

Felix gehorchte widerwillig. Mein Gott! Camilla hatte vergessen, ihr Leibchen wieder zuzuknöpfen und ein rosiges Schimmer kommt zum Vorschein. . .

„Wie schade, dachte Felix, daß sie die Geliebte meines Nachbarn ist! Wohl ist er nicht mein Freund; aber wir reichen uns doch manchmal die Hand zum Gruße. Nein, es wäre schlecht gehandelt.“

Er bringt ihre Kopfpolster in Ordnung und kehrt zu seinem Lehnstuhl zurück. Camilla hat alle Hoffnung aufgegeben, sich mit Felix an Gustav zu rächen und schläft bald ein. Bei Felix dauert es wohl länger, viel länger; aber endlich übermüdet auch ihn die Müdigkeit und er schlummert auf seinem Sessel ein. . .

Am Morgen kam Gustav in dem Augenblicke heim, als Camilla, etwas übernächtig aussehend und mit zerfüttertem Kleide, aus der Wohnung seines Nachbarn trat. In der nächsten Minute vernimmt Felix wüthendes Gezänk aus der nachbarlichen Wohnung. Er horcht; durch die dünne Wand dringt jedes Wort deutlich an sein Ohr.

— Wie? Das soll ich Dir glauben? schreit Gustav.

— Ich schwöre es Dir, erwidert Camilla. Uebrigens kennst Du ja unsern Nachbar; frage ihn doch.

— Ich kenne ihn ganz und gar nicht.

— Wie! Er ist nicht Dein Freund?

— Nicht im Geringsten.

— Ah! (Nach einer Weile): Dann muß ich Dir schon sagen, daß er ein — rechter Dödel ist!



Neue Tannhäuserlieder.

Von H. Faust.

Wanda.

1.

Draußen im Theatergarten,
Wo die bunten Lampen hangen,
Hast in Deinen blonden Flechten
Sich mein thöricht' Herz gefangen.
Hast mein leicht entzündlich' Herz
Dich vor Allen dort erlesen —
Ach, es sind die blonden Haare
Immer mein Ruin gewesen.
Und nun halt' ich Dich im Arme
Und ich küß' Dich ohn' Ermessen,
Schwör' Dir Lieb' und ew'ge Treue,
Um auch Dich — bald zu vergessen.

2.

Liebste manche Musenlocher —
Treue fand ich noch bei Keiner,
Doch in Worten und Gedanken
Bist dezentler Du und reiner.
Wie Dein Körper und Dein Antlitz
Ohne Makel, ohne Tadel,
Birgt auch Deine schöne Seele
Tiefste Tiefe, höchsten Adel.
Darum würd' mich kief empören,
Wenn man Schlechtes von Dir dächte,
Ahn doch Niemand uns're Liebe
Ach — und uns're sel'gen Nächste!



— Ich will Ihnen ein väterlicher Freund sein.
 — Bitte, ich habe schon einen solchen . . .
 — Dann will ich Ihnen ein großväterlicher
 Freund sein.



— „Perlenzähne“ sagst Du, Rudolf? Bittere vor
 denselben!
 — Warum?
 — Sie haben schon zwei Millionäre mit Haut
 und Haar gefressen.

Wapimwamba.

Humoreske von Hermann Grabert.

Es war Nacht; die Laternen erhellten trübe den Encke-Platz. Fritz Kiebach hatte das ungewisse Licht benutzt, um Anna Dufel ein Stelldichein zu geben.

„Nun,“ fragte das blondzöpfige, schlanke Mädchen, als es klopfenden Herzens ankam, „was Neues, Schatz? Hast Du das Geld aufgetrieben?“

Hier ist eine Einschaltung nöthig. Fritz Kiebach, ein ziemlich verlebter Roué, der mehr durch seine eleganten Manieren, als durch Vorzüge seines leiblichen Menschen auf Anna Dufel gewirkt hatte, wollte das Mädchen heirathen, doch Papa und Mama Dufel verlangten, daß ihr zukünftiger Schwiegersohn zwanzigtausend Mark in die Ehe mitbringe. Geld hatte er nun zwar nicht, aber um Auskunftsmittel war er nie verlegen. Darum rief er in zuversichtlichem Tone:

„Ich habe jetzt, was wir brauchen; unserm Glücke steht nichts mehr im Wege.“

Anna hüpfte vor Freude.

„So kriegen wir uns jetzt,“ rief sie, „ah! — und dann — dann machen wir eine größere Hochzeitsreise.“

Ueber Fritzens Gesicht flog ein leiser Schatten; denn,

wenn auch Anna eine hübsche Mitgift erhielt, so langte es doch nicht zu einer größeren Reise.

Anna deutete sein Schweigen als Zustimmung.

„Wohin gehen wir?“ fragte sie fröhlich.

„Ich weiß noch nicht.“

„Nach Paris?“

„Die sündliche Seinesstadt ist aus der Mode gekommen.“

„Nach Italien?“

„Pah! — Italien! Erstens ziehen Einem die Gastwirthe dort das Fell über die Ohren, und zweitens begegnet man auf Schritt und Tritt Banditen, die Einem die Nase abschneiden und nur gegen eine enorme Auslösung zurückgeben.“

„Nach Stockholm?“

„Was? Da hinauf zu den Lappen und Eisbären!“

„Na, dann nach dem Süden. Nach Afrika? In's Pharaonenland?“

„Warum nicht nach Sansibar?“

„Mit Dir ginge ich überallhin!“

Fritz schlug sich vor die Stirne.

„Ich hab's!“ rief er, „wir reisen nach Borneo — Das wird famos werden, sage ich Dir.“

Die Idee, die soeben ihn durchblitzte, war wirklich gar nicht übel. Er hatte nämlich in der „Tante Boff“ gelesen, daß Wapimwamba, der Häuptling der im zoologischen

Garten gastirenden Dayaks, beabsichtige, mit einigen Berlinern eine Tourneé durch das Innere von Borneo zu unternehmen.

Als Anna sich empfahlen, monologisierte Fritz:

„Bei der Karawane werden höchstens vier Dayaks sein: Wapimwamba, dessen Gattin und zwei Männer aus dem Volke. Die übrigen Asiaten wollen noch die größten Städte Europas bereisen. Der Häuptling spricht ein Kad und Aren brechendes malaiisch-polyneesisches Deutsch, während Frau Wapimwamba und die anderen Borneesen nur ihre liebe Muttersprache verstehen. Er sichert eine Gage und freie Station zu. Außerdem verpflichtet er sich, die Reisekosten zu tragen, und das ist für mich die Hauptsache. Ich nehme Anneken mit, und wir machen die schönste Hochzeitsreise von der Welt.“

Nachdem er Alles wohl erwogen, suchte er Wapimwamba auf. Der Vertrag wurde rasch abgeschlossen und wenige Tage später heirathete Fritz sein Anneken. Am selben Abend wollten sie ihre Reise antreten.

„Ja, wohin geht Ihr denn eigentlich?“ fragten Papa und Mama Dufel.

„Wir schreiben Euch,“ erwiderte Fritz anweichend.

Und die Neuvermählten fuhren nach dem Lehrter Bahnhofe. Die gutmüthige Anna war zwar etwas erstaunt, als sie auf dem Berren vier leichtbekleidete, dunkelbraune, breitnastige, großmäulige Menschen bemerkte, die sich ihnen angeschlossen.

„Siehste, Schnuteken, das sind unsere Begleiter,“ erklärte Fritz.

„Ach so — unsere Dolmetscher?“

„Ja, mein Putteken.“

„Man kann also mit ihnen reden?“

„Gewiß; blos der Häuptling spricht nicht Deutsch. Aber nun will ich die Billete lösen.“

Anna versuchte mit Frau Wapimwamba und den beiden niedriggeborenen Dayaks eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Ist Eure Heimat ein schönes Land?“ fragte sie.

Keine Antwort.

„Schönes Land? — Euer Vaterland? — das Land, das Ihr bewohnt? — Land da unten?“ fragte sie weiter.

Verlorene Liebesmühe; die Borneesen thaten den Mund nicht auf.

„Was für seltsame Dolmetscher!“ sagte Anna zu Fritz, als dieser zurückkam.

„Wieso, mein Karfunkelchen?“

„Sie antworteten mir gar nicht.“

„Das glaube ich,“ lachte Fritz, sich vergessend.

„So?“

„Ich will damit sagen, daß sie nicht geschwätzig sind, dagegen sehr viel denken.“

Hierauf dampfte man ab und kam am nächsten Morgen in Hamburg an. Von dort sollte zwei Tage später die Einschiffung nach Borneo stattfinden.

„Endlich werde ich mit Anneken allein sein“ seufzte der liebebeißige Fritz und Anneken theilte im Stillen die Sehnsucht

ihres Gatten. Die Neuvermählten zogen sich zu sehr früher Stunde in das ihnen angewiesene Zimmer zurück.

Als Anneken am folgenden Morgen zum Vorschein kam, prägte sich in ihren Mienen keineswegs das unter solchen Umständen fast selbstverständliche „junge Glück“ aus; vielmehr konnte Wapimwamba, der Führer der Tournee ganz deutlich die Enttäuschung und den Verdruß aus ihren Augen lesen.

Anneken ihrerseits, die bisher dem braunen Borneesen wenig Beachtung geschenkt hatte, nahm jetzt Herrn Wapimwamba näher in Augenschein. Es war ein sechs Fuß langer, tiefbrauner Riese, eine lebendig gewordene Bronze-Statue mit glänzender Haut, funkelnden, schwarzen Augen, krausem, schwarzem Haar und milchweißen Zähnen.

„Ist das ein Prachtwerk!“ sagte Anneken ungenirt vor sich hin. Nun ja, der Häuptling verstand doch nicht Deutsch — wie Fritz ihr gesagt hatte.

Doch siehe da: mit einem Male begann Wapimwamba Deutsch zu reden. Er hatte die für ihn so schmeichelhafte Bemerkung gehört und sagte in seinem erotischen Deutsch:

„Ja, Franken gefallen mir an.“

Somit war zwischen den Beiden die Bekanntschaft angebahnt und ehe die Sonne zur Küste ging, hatte Wapimwamba mit der blonden Berlinerin sich vollkommen verständigt.

Als Fritz Abends wieder zu seinem Weibchen wollte, versperrte Wapimwamba ihm den Weg und rief:

„Halt da! Is nich!“

„Nanu?“

„Seht, guter Freund,“ entgegnete der Häuptling freundlich, „ich habe Eure Frau als ein Muster der Berlinerinnen, wegen ihres geschlankigen Wuchses, engagirt; Ihr sollt sie mir nicht verunstalten.“

Und dabei blieb's. Fritz Niebach mußte sich allein in ein anderes Zimmer zurückziehen und am andern Morgen kündete ihm Herr Wapimwamba, daß er von der Tournee ausgeschlossen sei und Anneken allein mitgehe, weil er dieselbe mit ihrer Einwilligung seinem Harem einverleibt habe.

Anneken, die jetzt viel fröhlicher und zufriedener aussah, als gestern, nickte zustimmend mit dem Blondkopfe.

Eine Stunde später schiffte sie sich ein. Vom Bord des Dampfers winkte sie Fritz mit dem Taschentuche zu:

„Grüß mir Berlin, mein liebes Männeken!“

Wie man küßt.

Auf die Hände küßt die Achtung,

Freundschaft auf die off'ne Stirne.

Auf die Wangen Wohlgefallen,

Sel'ge Liebe auf den Mund.

Auf's geschloss'ne Aug' die Sehnsucht,

In die hohle Hand Verlangen,

Arm und Nacken die Begierde —

— Alles Weit're: Kaserei!!

M. v. d. Savenstrand.



aviar-Schnitten.

P e c h.

„Donnerwetter, gerade heute, wo ich 'mal nüchtern nach Hause komm', muß meine Alte schlafen!“

*

K i n d e r m u n d.

Herr A. ist entriistet über das Essen, das die neue Köchin auf den Tisch gesetzt hat und sagt:

„Das kommt davon, wenn Frauen nichts verstehen. Wozu habe ich denn eigentlich geheirathet?“

„Papa,“ läßt sich sein siebenjähriger Sproßling vom unteren Ende des Tisches vernehmen, „ich heirathe nicht, ich esse mit meinen Kindern im Restaurant.“

*

V o r s i c h t i g.

„. . . Wir waren Schulkameraden, Herr Doktor . . . ich weiß zwar nicht, ob Sie mich noch kennen . . .?“

„Ja mein Lieber, da müssen Sie mir erst sagen, was Sie wollen?“

*

M o n o l o g e i n e s F r a u e n k e n n e r s.

„Rathamer ist es, einen Tiger beim Schweif zu zupfen, als eine Dame auf ihr erstes graues Haar aufmerksam zu machen.“



P f i n g l r o s e.

(2)

Roman von Armand Silvestre.

II.

Das Haus, welches der Doktor Boisrobin bewohnte, lag bei der Brücke von Corbeil, am Beginne des sogenannten Fischerquais.

Die Tafel zu dem großen Diner war auf einer breiten Terrasse gedeckt worden, die auf die Seine ging, unter einer Laube, die über und über mit dem Gerause von Glorien umspinnen war, von deren hellen Violett da und dort sich die Farbe einer wilden Rose abhob. Das Ganze war wie eine herrliche Stickerei auf dem Goldmantel des Himmels, den die niedergehende Sonne mit ihrem flammenden Lichte überfluthete.

Die Tafel war breit und lang, mit Tafelgeschür reichlich besetzt; denn der Sachwalter gab ein großes Diner, ein politisches Justiz-Diner. Der Herr Unterpräfekt von Béval hatte seine Einladung angenommen und sollte daselbst mit dem Führer der oppositionellen Partei von Corbeil zusammentreffen, mit dem wilden Bourichon, dem Schrecken aller großen Müller, in deren Händen der Wohlstand der ganzen Gegend ruhte. Es war zu jener Zeit, wo fünf Männer genügten, um das Kaiserthum zu bedrohen, und Meister Boisrobin, der nicht darüber im Reinen war, welche Wendung die Dinge nehmen würden, jedoch ganz genau wußte, daß er Abgeordneter werden möchte, fand es für gut, zu den Einen wie zu den Anderen zu halten. Die anderen Gäste waren Notabeln und bessere Bürger des Ortes, das Ehepaar Vestnier, dessen eine Hälfte der Leser schon kennt und dessen andere Hälfte taub war wie ein Klotz; das Ehepaar Mirevent, in welchem die Frau bigott, der Mann hingegen Voltairianer war; Herr Minage, ehemaliger Steuer-Einnehmer, in seinen freien Stunden Poet, Verfasser einiger Vaudevilles, die in seinem Geburtsort Montargis zur Aufführung gekommen waren; sämmtliche Verwaltungs- und Gerichtsbeamten des Ortes mit ihren Frauen, zusammen etwa zwanzig Personen. Man hatte sehr reiflich die Frage erwogen, ob es passend sei, daß Gentrain bei einer so feierlichen Gelegenheit mit den großen Leuten esse. Die Frage war in bejahendem Sinne gelöst worden; Meister Boisrobin meinte, Dies werde für den Knaben eine Schule des guten Betragens sein.

Frau Boisrobin und der Maler Maxime Aubry hatten sich nicht sonderlich beeilt, vom Bahnhof zurückzukommen. Sie hatten den Weg sehr angenehm gefunden; Arm in Arm bei Sonnen-Untergang dahinzuwandeln dünkte ihnen so lieblich.

Schrecklich war die Enttäuschung für Herrn Boisrobin, als sie mit leeren Händen zurückkamen. Es war ausgemacht: das Geschäftshaus Chevret hatte sich einen Spaß mit ihm erlaubt. So ist es mit den alten Handlungshäusern beschaffen, die es nicht mehr nöthig finden, durch Eifer und Pünktlichkeit für die Aufrechthaltung ihres guten Rufes zu sorgen. Fürwahr, es war an der Zeit, daß Alles anders werde unter dieser hinfälligen Regierung und daß Raum geschafft werde für die neuen Schichten. Der Herr Souspräfekt kam in dem Augenblicke, als der Herr Sachwalter seine revolutionäre Phrase beendigte, die eigentlich dem wilden Bourichon zuliebe gesprochen war. Die Gesellschaft war vollzählig; es war nahezu halb acht Uhr und Herr Boisrobin mußte sich schweren Herzens entschließen, die Suppe auftragen zu lassen.

Die so sehnsüchtig erwartete Sendung sollte der Glangpunkt des Diners werden: eine herrliche Mischung von zartem Geflügel in Gelée mit Trüffeln, den letzten Trüffeln der Saison. Der Gastgeber erwartete eine sehr bedeutende Wirkung von diesem köstlichen Gerichte, das mit perlendem Schaumwein begossen werden sollte; das Ausbleiben dieses Meisterwertes der Kochkunst wäre umso mehr bemerkt worden, als nichts vorgesehen worden war, um auf dem Gipfelpunkte des Festmahles es zu ersetzen.

In dieser beklommenen Stimmung, die gleich einem Schleier auf dem allgemeinen Frohsinn lag, ging man zu Tische. Herr von Béval saß zur Linken der Hausfrau und

Maxime Aubry sandte dieser einen dankbaren Blick zu, als er sah, daß sie ihm den Platz zu ihrer Rechten vorbehalten hatte. Zwischen Madame Vestrier, einer sentimentaln Frau ohne Kinder, (Womit, zum Teufel, bringen denn die Schwerehörigen ihre Zeit zu!) welche verlangt hatte, daß Gontran zu ihr gesetzt werde, und Madame Mirevent, die ausdrücklich gebeten hatte, nicht neben dem Demagogen Bourricou sitzen zu müssen, thronte Herr Boisrobin, mit einer olympischen Sorge auf der Stirne.

Die ersten paar Köffel Suppe wurden in verhältnißmäßiger Stille genossen, während auf den Aesten der Linden, welche die Terrasse beschatteten, Kampions angezündet wurden.

Dann nahm das Gespräch seinen flachen, alltäglichen, provinzialen Verlauf, dem wir in seinen werthlosen Einzelheiten nicht folgen wollen, da in dieser Gesellschaft blos Maxime und seine Freundin uns interessieren. Diese fühlten sich noch immer allein, wie auf ihrem Spaziergange durch das Marktgewühl; ja sie dünkten sich jetzt noch näher beisammen, denn ihre Kniee berührten sich und tausend liebliche Zärtlichkeiten



darfien sie sich unter dem Tische erlauben. Diese Sprache ist zwar nicht die der Blumen, aber nichtsdestoweniger eine der reizendsten, die ich kenne. Man kann so Stunden lang reden, ohne fürchten zu müssen, daß man eine Dummheit sagen könnte.

Was Maxime und Frau Boisrobin einander sagten, muß ich Dir, lieber Leser, wohl nicht wiederholen. In dieser Unterredung gab es Erinnerungen und Hoffnungen, Vorwürfe und Verheißungen, Alles was das Leben ausmacht für Solche, die von einander getrennt nicht mehr leben könnten. Maxime fand ein unsagbares Entzücken in dieser Berührung mit der geliebten Frau, bei einbrechender Dunkelheit. Sie trug eine sehr leichte Toilette, ein gepustetes Mouffelinekleid, vorne mit einem herzförmigen Ausschnitt, aus welchem für ihren Nachbar ein stets sich erneuernder Duft des Fleisches aufstieg, als gäbe es zwischen diesen Lilienbügeln ein ewiges Blühen.

Sie begnügte sich nicht damit zu naschen, wie jene Zierpuppen, welche glauben, daß ein guter Appetit dem Weibe das Poetische raube, sondern sprach Essen und Trinken tüchtig zu, wie ein kräftiges, gesundes Wesen, das da weiß, daß Gesundheit und Jugend die schönsten Reize sind.

Maxime betrachtete sie lächelnd und glücklich; er empfand eine leidenschaftliche und wohl begreifliche Zärtlichkeit für diese Frau, deren Herzensgüte ihren körperlichen Reizen gleichkam, die an einen ehrgeizigen Thor verheirathet, seine Geliebte geworden war in einem Augenblicke des Lebens, da der Mann, die Zukunft vor sich offen lebend, eine Hand sucht, um in derselben seine von rastloser Arbeit glühende Hand zu erfrischen.



Maxime Aubry bekannte sich — mit Recht oder Unrecht — zu dem Prinzip, daß ein Künstler unvermählt bleiben solle; dagegen war er zu hochsinnig, um nicht zu empfinden, daß man im Leben einer wahren und tiefen Neigung nicht entrathen könne. Die freimüthige, rückhaltlose Art, wie Frau Boisrobin sich ihm hingeeben, hatte nicht wenig dazu beigetragen, ihn an sie zu fesseln.

Auf einem Ball in Paris hatten sie sich kennen gelernt und auch allsogleich ihren Liebesbund geschlossen. In Paris auch hatten sie ihre Zusammenkünfte in einer jener stillen Garçon-Wohnungen, wo es im Vorzimmer keinen Diener gibt und wo man nur einen Kiesel vorzuschieben hat, um von aller Welt abgeschlossen zu sein.

Wie es in ähnlichen Fällen oft genug vorkommt, war es nöthig geworden, Maxime Aubry dem Meister Boisrobin vorzustellen. Nicht als ob Madame Boisrobin zu jenen naivschamlosen Frauen gehört hätte, deren ersten Sorge darauf gerichtet ist, ihren Liebhaber mit ihrem Gatten zu verbinden. Nicht als ob Maxime zu jenen cynischen Gecken gehört hätte, denen es ein doppelt gewürztes Vergnügen ist, sich über den Mann, den sie betrügen, auch noch lustig zu machen. Beide litten durch das Bewußtsein der Theilung; aber sie mußten sich jenem Verhängniß fügen, welches fast allen betrogenen Ehemännern eine seltsame Zuneigung für Denjenigen einflößt, der ihnen Hörner aufsetzen hilft. So dient die Frau, was immer sie auch thun mag, sehr oft gegen ihren Willen, als Bindeglied zwischen jenen beiden Männern, welche Ursache haben, einander tödtlich zu hassen. Auch Madame Boisrobin mußte diese Fügung über sich ergehen lassen, obgleich sie in ihrer Ehrlichkeit vorgezogen hätte, daß dem nicht so sei. Sie ging fast jeden Tag nach Paris, das von Corbeil in einer Stunde zu erreichen ist, um da ihre Einkäufe zu machen. Ihr Mann hatte keinen Argwohn gegen sie, — und bisher hatte er ja auch Recht gehabt. Es wäre sehr einfach gewesen, daß dieses Verhältniß ihm unbekannt bleibe und den beiden Liebenden wäre Dies am angenehmsten gewesen. Aber da ereignete es sich, daß irgend ein ungeschickter Mensch den berühmten Maler Maxime Aubry Herrn Boisrobin vorstellte und dieser faßte für den Künstler sogleich eine tiefe Freundschaft. Wie sollten die beiden Liebenden der Lockung widerstehen, sich täglich sehen zu können, sozusagen unter den Augen des Betrogenen selbst?

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Administration: **Budapest, Grenadiergasse 8.**

Verlag der Buchhandlung **Gustav Grimm** in **Budapest.**

Druck von F. Gutschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Garisch-Bazar.



— Wenn ich wüßte, daß Sie kein
 Jud' sind . . .
 — Bitte, ich zeige Ihnen meinen
 Taufschein!
 — Ph, der Taufschein . . .



FRÜHLINGS ERWACHEN



— Ich möchte schon, aber
 Sie müßten mich für die Ope-
 rette ausbilden lassen.
 — Wozu denn?
 — Ich bin gewohnt, einen
 ausländigen Nebenwerb zu
 haben

— Was, Toffchen, Du hast
 einen Mann genommen? Und wo-
 von lebt Ihr denn?
 — Von meinem Kapital.



7 Sieben

Kösz. G. 84